

Musik : wenig wäre schon viel mehr : Interview mit dem Musiker Christoph Baumann

Autor(en): **Baumann, Christoph / Knutti, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **80 (1988)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-355278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Bereich Sponsoring alles tut. Und staunend durften wir von einem ins Wasser gefallenen Theater-Gastspiel in Zürich erfahren. Aus moralischen Gründen hatte sich einer der Hauptsponsoren, eine Bank, zurückgezogen. Vielleicht ist diese Meldung auch in Zürichs Tageszeitungen gestanden, von denen der «Tages-Anzeiger» das Thema Sponsoring immer wieder aufgreift. Allerdings fast ausschliesslich auf der Kulturseite, aber immerhin. Und das nicht so fadenscheinig wie die «NZZ», die Filmmacher Kurt Gloor auf die Filmseite brachte, mit einer Verteidigung des Sponsoring notabene. Filme kosten halt viel Geld...

Gewünscht: Harte Diskussion

Persönlich gesagt: Mir macht das Eindringen von Sponsoren in die Kultur angst. Ein letzter Freiraum steht zur Diskussion, auch zur Disposition und ist in Gefahr. Die Kulturspirale (je grösser, je besser) dreht sich noch verrückter, und offen ist die Frage, ob das nicht einen Vorwand für den Rückzug des Staates aus der Kultur – oder gar zu einer Verbindung mit dem Sponsoring – führt? In der Schweiz ist die Diskussion bis jetzt nur zaghaft angelaufen. Es wird nicht hart gefragt, und es wird auch leisegetreten. Nicht zuletzt seitens der Presse. Ich frage, warum wohl? Könnte die Antwort sein: Die Presse ist halt schon lange direkt oder indirekt im Sponsoring drin. Nicht überall, gewiss, aber in Ansätzen, und in zum Teil bedenklichem Masse. Denke ich an die Gratisanzeiger und -zeitungen und an die Lokalradios, so gehen mir einige Lichter auf...

Musik: Wenig wäre schon viel mehr

*Interview mit dem Musiker Christoph Baumann, geführt von Peter Knutti**

Knutti (K): Wir sprechen von privatem Sponsoring und staatlichen Subventionen. Wo fehlt es aus der Sicht eines Musikers, der Vielseitigkeit pflegt?

Baumann (B): Es fehlt am mangelnden Publikum. Ursache ist vor allem die fehlende Infrastruktur. Ich schlage vor, wir sprechen von den Szenen, in denen ich aktiv bin und für die ich auch sprechen kann. Ich kann das stilistisch so eingrenzen: 1. Tanzmusik im afrokubanischen Stilbereich, 2. Mainstream, also Modern Jazz, der in der Bebop-Tradition wurzelt, 3. frei improvisierte Musik, 4. Projekte.

K.: Zum ersten Bereich also. Bei der Tanzmusik, wie du sie auch spielst, sieht es doch gut aus. Ich denke z. B. an die Salsa-Feste, die oft stattfinden und gut besucht werden.

* Christoph Baumann ist Musiker, Komponist und Musiklehrer. Peter Knutti ist Kulturpädagoge. Er gehört zum Leitungsteam der Fabrik Burgdorf.

B.: Ja. Hinzu kommt eine Art Sponsoring, weil wir auch an Firmenfesten spielen. Diese Musik ist populär und kommt gut ohne Medienpräsenz aus – was sonst ein wichtiger Faktor ist. Diese Tanzmusik findet vor allem in einem privaten Rahmen statt. Es gibt kaum Konzertkritiken, und die Veranstalter sind nicht offensiv, was Subventionen oder Sponsoring angeht.

K.: Der zweite Bereich, den du mit **Mainstream** bezeichnest, ist die typische Musik der Jazz-Clubs.

B.: Stimmt. Das ist die Musik, in der ich meine Lehre gemacht habe und die mein musikalisches Denken stark prägt. Ich habe ein Sextett, das diesen Stil spielt. Es ist hier am schwierigsten, weil eigentlich niemand diese Musik will.

K.: ... obwohl diese Musik eine wichtige Scharnierfunktion hat.

B.: Deshalb ist diese Form des Jazz wohl auch zwischen Stuhl und Bank geraten. Sie ist zu modern oder zu wenig avantgardistisch und gleichzeitig nicht traditionell genug und hat deshalb nicht die gleiche Popularität wie z. B. der Dixieland. Der Jazz, von dem ich spreche, steht zudem am Rand der Kulturdiskussion und findet in den Medien nur gelegentlich statt.

Medienpräsenz

K.: Du sprichst schon wieder von der Medienpräsenz. Die scheint sehr wichtig zu sein.

B.: Die Medien sind wichtig. Wir verfügen nicht über Budgets für Werbung. Wir leben schliesslich in der Öffentlichkeit und brauchen das Publikum.

K.: Du hast am Anfang das Publikum erwähnt und die fehlende Infrastruktur als Ursache.

B.: Schau dir doch einmal die Festivals an. Da strömen die Leute – meistens. Aber Festivals sind Grossveranstaltungen und Medienereignisse. Als Musiker kannst du aber nur ein- oder zweimal im Jahr an einem Festival auftreten. Es kommt hinzu, dass **Mainstream** für viele Festivalveranstalter zu wenig attraktiv, weil nicht modern genug, ist. Für andere ist er attraktiv, aber nur, wenn von den Amis gespielt.

K.: Noch eine Zwischenbemerkung: Viele improvisierende Musiker kommen doch aus dieser Szene. Es besteht also ein Widerspruch zwischen Angebot = Musiker und Nachfrage = Publikum.

B.: Es gibt viele **Mainstream-Jazz-Musiker**, weil der **Bebop** z. B. eine gute Lehre und ein guter Ausgangspunkt ist. Dann fehlt es aber an Veranstaltern. Ich bringe ein Gegenbeispiel. In Baden organisiert ein Kulturverein regelmässig ein Konzert pro Woche, immer am Mittwoch. Das gibt vierzig Konzerte pro Jahr. Finanziert wird der Verein mit Mitgliederbeiträgen und Kollekten an den Konzerten anstelle von Eintritten.

Wir – ich bin Mitglied – erhalten im Jahr 10 000 Franken Subventionen. Weil die Institution seit Jahren besteht und regelmässig Konzerte organisiert, sind diese fast jedesmal voll, d.h. wir haben 80 Personen im Schnitt.

Engmaschiges Netz – Kontinuität

K.: Das reicht, um finanziell über die Runden zu kommen?

B.: Das reicht – und wenn es in jeder mittleren Stadt in der Schweiz einen solchen Veranstalter gäbe, hätten wir fast 100 Spielorte in der Schweiz. Wenn wir beim Modell von Baden bleiben, wären das 4000 kleine Konzerte pro Jahr, was eine tragfähige und ausreichende Struktur wäre. Heute gibt es maximal 10 solche Orte.

K.: Wichtig ist also Regelmässigkeit, ein engmaschiges Netz und überall einige engagierte Leute, die so etwas im Nebenamt machen.

B.: ... und günstige Eintrittspreise. Die Organisation macht nur 3 Prozent unseres Budgets aus. Ich würde sagen, mit 20 000 Franken Subventionen im Jahr – das wären 500 Franken Defizitdeckung pro Konzert – könnten anständige Gagen bezahlt werden. Kommt hinzu, dass ein solches Modell auch für die Wirte interessant ist, die die Lokale zur Verfügung stellen. Insgesamt wäre das ein günstiger Kulturbereich, bei dem der Veranstalter relativ wenig Arbeit hat.

K.: Zum dritten Bereich, der frei improvisierten Musik.

B.: Da ist einmal zu sagen, dass ich als praktizierender Musiker hier am meisten Resonanz erhalte. Die frei improvisierte Musik ist die Vorliebe vieler Journalisten. Der «Tages-Anzeiger» und die «Neue Zürcher Zeitung» z. B. dokumentieren in Zürich diese Musik am besten. Es ist auch die Szene, die sich gut organisiert hat, in der die Musiker Institutionen auf die Beine gestellt haben. Ich denke an die Musikwerkstätten in Basel, Bern und Zürich oder an das AMR¹ in Genf. Es ist zudem möglich, am Rande der E-Musik (klassische Musik) zu konzertieren. Obwohl das Publikum klein ist, ist die Resonanz aus den beiden genannten Gründen vergleichsweise gross. Die frei improvisierte Musik ist Thema in der Kulturdiskussion.

K.: Die Musiker werden aber dennoch nicht reich.

B.: Nein, aber darum geht es ja auch nicht. Es geht darum, kontinuierlich arbeiten zu können, auszuprobieren und sich weiterzubilden und einigermassen anständig davon leben zu können.

K.: Deine Vorstellung?

B.: Subventionsgeber und Sponsoren sollten nicht nur in Projekte für Festivals, wo man gross herauskommt, sondern in Infrastruktur, die Kontinuität gewährleistet, investieren.

¹ Haus mit Probe- und Konzertlokalen von der Stadt Genf improvisierenden Musikern zur Verfügung gestellt.

K.: Du – ein Musiker – forderst also mehr Geld für die Veranstalter.

B.: Bestimmt. Und nicht nur für meine Art Musik übrigens. Genauso für alle andern nichtkommerziellen Musikrichtungen und für Theater, Tanz, bildende Kunst usw. Ich gebe dir ein Beispiel und komme auf den vierten Bereich: Projekte. Projekte sind im Moment Mode. Also mein «Film-musikprojekt»² zum Beispiel, das unterstützt wurde. Gut und recht, das erlaubte uns, unter guten Bedingungen zu arbeiten, was wichtig ist, damit überhaupt Produktionen entstehen können. Nur – das Problem ist, es gibt keine Infrastruktur für solche Projekte. So finanzieren wir Musiker mit unseren Projektgeldern zusätzlich die Veranstalter, wenn man sie überhaupt findet.

«Arbeitsteilung» Staat/Private

K.: Ich fasse also so zusammen. Ihr bekommt relativ einfach Subventionen für Projekte, die ihr dann einmal exklusiv an einem Festival auf-führt. Dann investiert ihr unverhältnismässig viel Zeit, um noch einige Veranstalter zu finden. Wenn es gut geht, gebt ihr zehn Vorstellungen, die ihr erst noch mit den erhaltenen Geldern wieder subventionieren müsst, weil sich normale Veranstalter solche grossen Produktionen in ihrem normalen Angebot gar nicht leisten können.

B.: Genau dort klemmt's. Das Ganze verpufft. Ich sehe deshalb die Möglichkeit einer Arbeitsteilung zwischen privaten und öffentlichen Geldgebern. Der Sponsor ist ja interessiert, in irgendeiner Form Werbung zu machen oder sein Image zu verbessern. Das bestreitet ja niemand. Es ist verständlich, dass Projekte, die an Grossanlässen gezeigt werden und von den Medien ausführlich besprochen werden, für die Sponsoren interessanter sind als Veranstalter, die bescheiden im Kleinen, aber regel-mässig Anlässe durchführen. Der Staat sollte – und muss wahrscheinlich letztendlich – in das weniger attraktive, also in die Infrastruktur, inve-stieren. Wichtig ist, dass der Staat negativen Entwicklungen entgegen-wirkt. Das Sponsoring funktioniert nach den Regeln der Marktwirtschaft. Je grösser und pompöser ich mit einem Projekt daherkomme, desto attraktiver bin ich als Partner.

K.: Darin liegt doch die Fragwürdigkeit des privaten Sponsorings.

B.: Ich respektiere gesponserte Projekte als eine Art Werbeträger. Nur darf nicht die ganze Kultursubvention so laufen. Das Bescheidene und Unspektakuläre ist langfristig oft viel wichtiger als das Marktschreieri-sche. Private haben oft kein Interesse an Stilem und Ernsthaftem. Es kommt mir vor, als ob jeder Mückenfurz, wenn er nur laut genug tönt, unterstützt würde. Aber einmal ist keinmal... dieser banale Spruch ist hier treffend. Deshalb soll der Staat in Infrastrukturen investieren, die

² Bei diesem Projekt handelt es sich um einen Stummfilm, der durch Live-Musik begleitet wird. Sein Titel: Von morgens bis Mitternacht.

Kontinuität erst möglich machen und sich damit schlussendlich der Qualität verpflichten. Das ist mühsam, aber wichtig.

K.: Und der Zusammenhang von Infrastruktur und Publikum?

B.: Wenn die Infrastruktur vorhanden ist, wächst in der Regel auch das Publikum, wie das Beispiel von Baden beweist. Das Publikum braucht Zeit und die Produktionen müssen qualitativ gut sein, kein Schwachstrom. Das ist einfach ausgedrückt, aber es ist so.

K.: Richtig ist doch aber auch, dass sich nur eine Minderheit der Bevölkerung für eine Kultur interessiert, die du machst und für die du hier eintrittst.

B.: Wenn der Staat, der der Vertreter der Allgemeinheit ist, die Schulen so fördern würde wie die Kultur, würde niemand mehr in die Schule gehen. Die Folgen wären ziemlich klar. Es geht jetzt nicht darum, sich detailliert über die Schule, das Obligatorium und so weiter auszulassen. Aber man soll sich doch einmal eine Situation vorstellen, in der jedes Schulhaus das Geld von Sponsoren selber organisieren müsste. So ist etwa die Situation in der Kultur.

K.: Ich bin einverstanden. Auch ich gebe der Kultur eine gleiche Bedeutung wie etwa der Schule. Beides sind erstrangige Aufgaben. Aber wie wollen wir breite Schichten davon überzeugen, dass Kultur eben diese Bedeutung hat?

B.: Kontinuität ist hier halt schon wichtig. Je mehr zum Beispiel gute Konzerte zu günstigen Preisen zu hören sind, um so grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich auch einmal ein «statistisch» Uninteressierter in ein solches Konzert «verirrt» und so vielleicht zufällig einer ihm sonst verborgenen Welt begegnet. Denn Kultur im kleinen Rahmen fördert die Begegnung, ermöglicht Kommunikation und bewirkt letztendlich Veränderung. Ein Konzert zum Beispiel kann ein Kraftspender sein und kann bei einem Menschen etwas bewirken. Jeder Besucher von Konzerten oder Theateraufführungen hat das schon erlebt, dass ihm ein Abend «eingefahren» ist, ihm in Erinnerung bleibt und ihn aufgerüttelt hat. – Kultur im grossen Rahmen dagegen behindert Kommunikation eher, fördert Vermassung und Vereinsamung und hemmt gleichzeitig die Veränderung.

Stiefkind Tanz

(K.) Alle künstlerischen Tendenzen, noch mehr, wenn es sich um moderne und solche in der «freien Szene» handelt, sind nicht auf Rosen gebettet. Tatsache aber ist, dass in der Schweiz Tanz das Stiefkind des Kulturlebens und der Kulturpolitik ist. In keiner Form ist Tanz ein vom BIGA (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) anerkannter Beruf; es gibt keine staatliche Ausbildung für Tanz und in Konsequenz daraus sind